

Ein Leben dem Cello

Die Cellistin und Pädagogin Maria Kliegel wird 70 –
und denkt nicht an Ruhestand

Frauke Adrians



Das Weitergeben von
Wissen und Erfahrungen
sieht Maria Kliegel als
zentrale Aufgabe

Wer 70 wird, sollte das groß feiern. Wer zugleich auf gut fünf Jahrzehnte einer höchst erfolgreichen Musikerinnenkarriere zurückblickt, hat allen Grund, sich feiern zu lassen – auch und gerade vom langjährigen CD-Label. Spätestens mit 70 denken die meisten daran, sich zur Ruhe zu setzen. Nicht so Maria Kliegel, die am 14. November ihren runden Geburtstag feiert. Sie bleibt aktiv – auf der Bühne und als Pädagogin.

> Wieso wird man eigentlich in den Ruhestand geschickt, sobald man den 65. Geburtstag hinter sich hat? Maria Kliegel hält von dieser ziemlich starren Regelung nichts. Fast vier Jahrzehnte lang betreute sie eine Meisterklasse an der Hochschule für Musik und Tanz Köln. Im Februar beendet ihre letzte Cellostudentin, eine Spanierin, ihr Studium mit dem Masterabschluss, „danach ist die Ära Köln für mich Geschichte“, so Kliegel.

Grund genug für sie, sich eine Plattform abseits des Hochschulbetriebs zu schaffen. 2022/23 findet in Essen zum zweiten Mal ihr „Cello-Forum“ statt, eine Meisterkurs-Reihe nicht nur für junge Cellistinnen und Cellisten als Ergänzung zum regulären Studium, sondern für alle, die, wie sie sagt, „das Instrument noch besser, sicherer, ausdrucksvoller und ohne unnötige Ängste spielen wollen, vom Jugendlichen mit Berufsambitionen bis hin zum Hobbycellisten“. Kinder gehören eigentlich nicht zur Zielgruppe, „aber ich habe auch eine Achtjährige im Forum mit einer ganz außergewöhnlichen Begabung, die eine natürliche Musikalität mitbringt und eine riesige, ansteckende Begeisterung und Freude an den Tag legt“.

Ihre Triebfeder, kurz und knapp: „Ich unterrichte so gern!“ Das Weitergeben ihres Wissens und ihrer Erfahrungen sieht Maria Kliegel als zentrale Aufgabe – und nicht etwa als Nebenschauplatz, auf dem sich eine gefeierte Musikerin „auch noch“ tummeln kann. Sie will, dass junge Cellistinnen und Cellisten einen guten Start ins Berufsleben haben. Zugleich möchte sie sie erden und ihnen helfen, eine realistische Einschätzung der eigenen Begabung und Fähigkeiten zu entwickeln. Dazu gehört, unangenehme Wahrheiten auszusprechen. „Der Wind weht so kalt da draußen“, sagt sie im Interview an einem heißen Augusttag in Berlin, „wer nicht brennt, wer ohne Leidenschaft ist, der geht unter.“

Studium bei Starker, Meisterkurs bei Rostropowitsch

Dass sie selbst untergehen könnte, stand nie zur Debatte, seit sie vor nahezu 60 Jahren im hessischen Dillenburg mit dem Cellospielen begann. Sie stammt aus einer musikalischen und kinderreichen Familie, „und da ich etwas größere Hände hatte als meine Zwillingsschwester, fand mein Vater, dass ich Cello spielen könnte und sie Geige. Die Instrumente lagen unterm Weihnachtsbaum.“ 1964 nahm Kliegel erstmals am Wettbewerb „Jugend musiziert“ teil. Zweimal, 1968 und 1970, gewann sie erste Preise auf Bundesebene. Zu Weihnachten bekam sie jedes Jahr eine LP mit Mstislaw Rostropowitsch geschenkt. „Ich hatte keinen heißeren Wunsch, als auch so einen schönen Klang zu entwickeln.“ Ob solo oder im Orchester, „darüber habe ich damals überhaupt nicht nachgedacht. Ich wusste

nur: Schulmusiker wie mein Vater will ich nicht werden, da muss man sich mit so vielen Leuten herumschlagen, die klassische Musik kategorisch ablehnen und altmodisch finden!“

Der ersehnte vierwöchige Meisterkurs bei „Slawa“ Rostropowitsch kam 1977, in Basel. Aber zuvor lernte Kliegel einen für sie wohl noch wichtigeren Mentor kennen: János Starker. Mit 19 belegte sie bei ihm einen Meisterkurs in Kanada; „er hat mich eingeladen, im Anschluss bei ihm an der Indiana University in Bloomington zu studieren“. 1975 schloss sie ihr Studium dort mit dem Artist Diploma ab und kehrte nach Deutschland zurück – ohne konkrete Berufspläne, vorläufig nur mit einem Ziel: den ersten Deutschen Musikwettbewerb zu gewinnen. Was ihr auch gelang. Entscheidend für ihre Karriere aber war, dass Starker ihr noch im selben Jahr die Assistentenstelle an der Essener Folkwang-Hochschule anbot, als er dort eine weitere Professur annahm. „Ich liebte diese Arbeit, ich war happy“, erinnert sich Maria Kliegel. Was sie in Amerika gelernt hatte, konnte sie hier an die Studentinnen und Studenten weitergeben, die großenteils älter waren als sie. „Etwas logisch erklären zu müssen, war enorm lehrreich für mich selbst.“

Starker ließ sich nur selten an der Hochschule blicken, gab Maria Kliegel freie Hand und verließ seinen Essener Posten nach zwei Jahren. „Er hatte gemerkt, dass ich hohe Akzeptanz hatte, dass alles super auch ohne ihn lief“, bilanziert Kliegel. Jahre später habe sie von Starker erfahren, dass sein Hauptziel in Essen gewesen sei, ihr dabei zu helfen, nach ihrem Studium in den USA auch in Deutschland Fuß zu fassen. Nach seinem Weggang bekam sie – 25-jährig – eine Professur an der Essener Hochschule.

Türen für andere öffnen

Das, sagt sie heute, habe sie geprägt. Als Lehrende habe sie immer Türöffnerin und Ermöglicherin für andere sein wollen. Das beginnt nach ihrer Überzeugung dort, wo man Schülern und Studierenden einen Halt und das dringend notwendige ehrliche Feedback gibt. „Ich habe mich immer gefragt: Wo entstehen da Lücken? Erstens vor dem Studium, wo man mit seinen Fragen und Selbstzweifeln – bin ich gut genug, bin ich talentiert genug? – meist allein ist; und zweitens nach dem Studium, wo man vor dem Start in den Beruf mit denselben Fragen wieder allein dasetzt.“ Hier sieht sie sich als Anlaufstation. „Nach dem Studium hat man zwar seine Papiere, ist aber ein Nobody. Oft fängt der Kampf dann erst an. Viele wandern von Probespiel zu Probespiel, werden unsicher nach Absagen und Misserfolgen, verlieren ihr Selbstbewusstsein, üben falsch, werden nervös und krank, verlieren die Liebe zum Beruf, bevor er angefangen hat.“

Das Probespiel sei auch deshalb so angstbesetzt, weil die jungen Kandidatinnen und Kandidaten keinen Professor, keine Lehrerin mehr hätten und mit der Selbsteinschätzung überfordert seien. Diese Lücke möchte sie nach ihren Jahren als Professorin in Essen und Köln mit ihrem Cello-Forum, das sie nach ihrem Ehrentitel „La Cellissima“ benannt hat, schließen helfen: junge Leute „behutsam beraten, sie wettbewerbsfähig und widerstandsfähig machen“. Auch wenn sie selbst nie ein Probespiel bei einem Orchester absolviert hat, weil für sie bald feststand, dass sie eine Solistinnen-Karriere meistern würde: „Ich bin überzeugt, dass sich das Probespiel verändern muss“, weg von der alleinigen Fixierung auf die punktgenau



Das Cellofino zum Üben ohne Cello ist eine Erfindung von Maria Kliegel

© Maria Kliegel

abzuliefernde instrumentale Leistung. „Ein persönliches Kennenlernen ist wichtig. Die Frage ist doch, wer passt zu uns, kann der sich ein- und unterordnen? Wer sitzt da vielleicht 30 Jahre lang neben mir?“ Ganz unmöglich findet sie Probespielrunden hinterm Vorhang. „Man muss den Menschen doch sehen! Schon wie er in den Raum kommt, wie und ob er sich vorstellt – das sagt so viel über jemanden aus.“

Quintessenz von Jahrzehnten als Cello-Pädagogin

Auch das in Probespielen geforderte Repertoire müsse unbedingt erweitert werden. Um jungen Musikerinnen und Musikern mehr Sicherheit im Umgang mit berühmt-berüchtigten „Gefahrenstellen“ zu verleihen, bietet sie mit ihrer 2007 erstmals erschienenen *Schott Master Class Cello* – zwei DVDs plus Buch – eine Handreichung zu spieltechnischen Fragen und Hilfe beim Einstudieren. Die erste DVD handelt nach ihren Worten von dem, „was die linke Hand alles innerhalb einer Position leisten kann und muss, auch Vibrato natürlich“, zudem gehe es darum, „wie die Lagenwechsel funktionieren und wie der Bogen dieses Geschehen beeinflusst. Das geht schon hinein in die Welt der Interpretation und des persönlichen Geschmacks.“

Es folgt eine intensive Auseinandersetzung mit Haydns Cellokonzert D-Dur, „Probespiel- und Angststück Nr. 1 weltweit“ nennt es Maria Kliegel. DVD 2 widmet sich Stellen aus Schumanns Cellokonzert a-Moll und Tschaikowskis *Rokoko-Variationen*, „die rauf und runter geübt werden und im Konzert so oft schiefgehen. Ich spiele die Stellen live vor, analysiere sie, nehme sie auseinander, zeige, was und warum erfahrungsgemäß vieles danebengeht und wie man üben kann.“ Maria Kliegel nennt das Ganze eine Quintessenz dessen, was sich im Laufe ihrer Tätigkeit als Musikerin auf der Bühne und im Aufnahmestudio wie auch als Cello-Pädagogin als essen-

ziell erwiesen habe. „Eine Mordsaufgabe“ sei das Schreiben und Aufnehmen gewesen, erinnert sie sich und verweist stolz auf „euphorische Reaktionen aus aller Welt“. „Ein vergleichbares Projekt gibt es nirgends.“ Und: „Eine Bibel schreibt man nur einmal!“

Um „Bibel-Reife“ zu erlangen, musste sie selbst nicht nur exzellent spielen lernen, sondern auch, in Worte zu fassen, was beim Cellospielen eigentlich passiert – technisch, motorisch, geistig, seelisch, emotional. Als Kind spielte sie intuitiv, und sie sagt noch heute: „Ein schönes, berührendes Vibrato kann man keinem beibringen oder erklären, das muss von innen heraus kommen.“ Nicht jeder Lehrer kann – und will – auch nur versuchen, solche „Basics“ zu vermitteln. „Rostropowitsch hat sich in Basel mit technischen Fragen nicht abgegeben, Technik hat er einfach vorausgesetzt.“ Doch in seinem Meisterkurs, vier Wochen lang acht Stunden täglich, habe er ihr gezeigt, „wie ich den entscheidenden Schritt weiterkommen könnte mit dem Cello. Nämlich: mit den Menschen, dem Publikum, kommunizieren, egal wie. Auch Kratzen und schiefe Intonation sind dann erlaubt. Er hat sich mit höchster Energie selbst gegeben und offenbart in diesem Kurs“ – während sie bei János Starker das Knowhow gelernt habe „und auch, wie ich gesund bleibe an Körper und Seele“. Beide Aspekte sind entscheidend für eine erfolgreiche Cellisten-Karriere.

Instrument in Männerhänden

Und, selbstredend, für eine erfolgreiche Cellistinnen-Karriere ebenso. „Das Cello war eine Männerdomäne, als ich studierte“, erinnert sich Kliegel – und räumt ein: Noch heute ist es überwiegend in männlichen Händen, jedenfalls im Solobereich. Das wundert sie nicht. „Das Instrument bleibt nun mal groß und braucht Kraft“, schiere Körperkraft, insbesondere, wenn man als Solist vor einem Orchester sitzt. „Aber es gibt ja viele Bereiche, in denen man sich im Cellospiel ausleben kann. Im Orchester, in der Kammermusik, in der freien Szene ist nicht so viel ‚Athletik‘ nötig. Dort findet man auch viele Frauen.“ Kristallisiere sich eine Solistinnen- oder Solisten-Karriere heraus, sei das allerdings stets mit Kraftakten verbunden. „Konzertreisen, auf denen man den Koffer und das Cello alleine schleppen muss. Oft gibt es keine Hilfe. Manchmal ist es eine echte Herausforderung, gut zu schlafen in schlechten Hotelbetten, wobei sich oft erweist, dass Frauen härter im Nehmen sind.“ Männer haben in der Regel nicht nur größere Körperkraft, sondern auch größere Hände – „und können sich kaum vorstellen, wie sich Frauen mit kleineren Händen auf dem Cello manchmal quälen und auch mehr trainieren, sprich dehnen, müssen. Im Unterricht ist das oft ein strittiges Thema, wenn es um einen geeigneten Fingersatz geht.“ Andererseits seien kleinere Hände oft flexibler und könnten so einiges ausgleichen.

Cellistinnen auf der Bühne würden bewundert, „gewinnen zu Recht reihenweise internationale Wettbewerbe, so wie ich auch, lassen sich mit attraktivem Äußeren wunderbar auf dem freien Markt präsentieren“, seien aber als glaubwürdige „Führungspersönlichkeiten“ bis heute nicht in gleichem Maße akzeptiert wie ihre männlichen Kollegen, lautet Maria Kliegels Fazit auch ein halbes Jahrhundert nach ihren Studentinnentagen. Herausragende junge Cellisten gleich welchen Geschlechts lernten lieber bei Männern, „zu uns Frauen kommen die Top-Begabungen nicht oder nur selten“. Und

es gebe bis heute nur wenige Cellistinnen als Lehrende in Top-Positionen. Sie selbst hätte in jungen Jahren theoretisch bei Zara Nelzova studieren können. Eva Czako Janzer vertrat zeitweilig János Starker an Kliegels Studienort Bloomington, „aber zu ihr wollte ich nicht, ich wollte ja unbedingt zu Starker! Ich selbst war also damals, ohne darüber nachzudenken, intuitiv auch so eingestellt.“

Angelika May, Natalia Gutman und Esther Nyffenegger kamen danach an die Hochschulen. „Aus diesen Klassen gingen aber nie erste Wettbewerbsgewinner hervor, den Frauen fehlte einfach der entsprechende Zulauf, das Top-Material. Sie konnten sich in der Konkurrenzschieme nicht wirklich beweisen oder mithalten“, so Kliegel. Selbst heute gebe es außer ihr in Deutschland nur Xenia Jankovic auf einer großen Cello-Professur. Nicht nur die Zahl der Professorinnen, auch die der bekannten Cello-Solistinnen sei überschaubar. Wobei Sol Gabetta, findet Maria Kliegel, ein Beweis dafür sei, dass auch zierliche Frauen eine überragende Cello-Solokarriere „stemmen“ können.

Fitnesshilfe für den Urlaub

Entscheidend ist für jede Cellistin und jeden Cellisten: üben, üben, üben und fit bleiben. Damit die Stabilität in der linken Hand auch dann nicht verlorengelht, wenn man sich im Urlaub befindet und das Cello nicht greifbar ist, hat sich Maria Kliegel vor etwa 40 Jahren ein „Fitness-Griffbrett“ ausgedacht; seit ein paar Jahren ist es unter dem Namen Cellofino auf dem Markt. Es gleicht einem echten Cellohals mit Saiten und Wirbeln und lässt sich überallhin mitnehmen. Eine halbe Stunde tägliches Herumrutschen auf den Saiten mit dem gewohnten Druck, so Kliegel, genüge schon, um Kraft und Beweglichkeit der linken Hand zu erhalten. Und, ganz wichtig: um die Hornhaut auf den Fingerkuppen nicht zu verlieren. „Ich habe eigentlich gute Hornhaut, aber die wird schnell weich, wenn ich sie nicht in Gebrauch habe“ – erst recht, wenn sie Urlaub am und im Wasser mache. Die Schmerzen und die Blasen auf den Fingerkuppen, die sonst auf einen Urlaub ohne Cello folgen – „jeder Cellist kennt das“ –, könne man sich dank des Cellofino ersparen.

Seit Anfang der 1990er Jahre und bis in die 2010er hinein war Maria Kliegel „Hauscellistin“ beim Label Naxos, schon zu Zeiten, als viele Musiker und Hörer über das „Billiglabel“ noch die Nase rümpften. Naxos stand in den Jahren nach seiner Gründung 1987 im Ruf, CDs von allenfalls mittelmäßiger Qualität mit allenfalls mittelmäßigen Künstlern einzuspielen. Maria Kliegel hat sich um dieses Vorurteil nie geschert. „Was mir an Naxos gefiel, war, dass dort die Musik verkauft wurde, nicht vorrangig der, der da spielt. Naxos gab mir, als ich noch wenig bekannt war, die Chance, zunächst das Standardrepertoire aufzunehmen. Und mich hat es gereizt, bei einem ‚Billiglabel‘ Qualität einzuspielen.“ Das Publikum lernte das zu schätzen, zumal man dank Naxos für zehn Mark pro CD auch unbekanntere Werke kennenlernen konnte. „Mein Schnittke-Konzert wurde ein Hit.“

Von Bach bis Gubaidulina

Zum 70. Geburtstag feiert das Label Maria Kliegel mit einer 3-CD-Box, einer Art „Best of“ aus über 40 CDs ihrer Naxos-Jahre. Die Auswahl der etwa 30 Tracks traf sie selbst. „Ich habe mich gefragt:

Was ist mir wichtig, womit will ich mich präsentieren? Stehe ich noch zu meinen Aufnahmen von damals?“ Letzteres konnte sie zur eigenen Überraschung uneingeschränkt mit ja beantworten. „Man hört die eigenen Aufnahmen in der Regel später kaum noch an, umso überraschter war ich jetzt von meiner eigenen Qualität. Die Tonmeister und die Künstler, mit denen ich die Aufnahmen damals machen durfte, waren so gut – das hat Bestand bis heute.“ Lalos Sonate für Cello und Piano ist vertreten, Bachs Solosuiten, Bruch's *Kol Nidrei* und natürlich Elgars Cellokonzert, aber auch Neues, für das sie sich immer eingesetzt hat: Gubaidulina, Barchet, Huguet y Tagell, Schnittke. Ebenso wie Beethoven, Brahms, Mendelssohn, Schumann, Kodály, Fauré, Saint-Saëns und etliche andere.

Wenige Tage vor ihrem Geburtstag startet „La Cellissima“ in ihrem gleichnamigen Cello-Forum die zweite Meisterkurs-Reihe mit sieben Kursen in Essen-Werden. Dort, nahe der Folkwang-Hochschule, lebt sie seit 1975. Wenn sie nicht Cello spielt – ihr aktuelles Cello ist ein Tononi von etwa 1730 –, übt oder unterrichtet, pflegt sie ihren Ausgleichssport: Tennis. Ein Kontrastprogramm in mehr als einer Hinsicht. „Tennis ist gesellig, ich genieße das Zusammensein. Einmal habe ich morgens ein Tennisturnier gespielt und am Abend das Schumann-Cellokonzert. Ich wollte wissen, ob das geht. Und ob es ging! Ich renne leidenschaftlich gern hinter der Filzkugel her und will unbedingt den Punkt holen, mit Gefühlsausbrüchen – Schreien, Lachen, Loben, Schimpfen.“ Cellospielen dagegen sei eher wie Golf: „Da muss man immer alleine üben und mit sich selbst klarkommen. Und still dabei sein.“ Im Tennis hat es Kliegel bis in die Verbandsliga gebracht. Jahrelang habe sie dem Märchen geglaubt, dass Sport für eine Hochleistungs-Cellistin nicht gut sei, ist aber schon lange vom Gegenteil überzeugt.

> Bei dir war es
immer so schön. <

Zusammensein: Das war Maria Kliegel, abseits der solistischen Kunst des Cellospiels, nach eigenem Bekunden immer wichtig. Ihre Begegnung mit dem von ihr hochverehrten Nelson Mandela, dem sie 1997 in Kapstadt ein Privatkonzert gab, prägt sie noch ein Vierteljahrhundert danach. Ein Zusammensein persönlicherer Natur pflegte sie an der Hochschule, anfangs in Essen, ab 1986 in Köln. Als sie sich dort vor ein paar Jahren offiziell in den Ruhestand verabschieden musste, bedankten sich die eigens angereisten früheren Studentinnen und Studenten mit einem Konzert und einer vertonten Hommage – Titel: „Bei dir war es immer so schön“.

„Top-Begabungen auf dem Cello gibt es nur wenige, heute wie damals“, sagt Maria Kliegel. Sie ist nicht nur selbst eine, sie tut auch alles dafür, Begabung zu erkennen und zu fördern. Das erst macht eine große Cellistin zu La Cellissima. ◀

> www.maria-kriegel.com

> **Maria Kliegel: „Mit Technik und Fantasie zum künstlerischen Ausdruck“, Schott Master Class Cello, 2 DVDs + Buch, www.schott-music.com**

> **Englische Fassung: „Using Technique and Imagination to achieve Artistic Expression“, im Vertrieb bei Naxos**

> www.paganino.de

> **Die 3-CD-Jubiläumsbox erscheint im November bei Naxos**